



Viele kleine Bühnen: Lange war es im Erdgeschoss finster ...



Das große Ganze: Das Haus steht in einem geknickten Bogen. Vom Balkon aus sehen Bewohner die Nachbarn, den Kotti, die Stadt.



... die Läden im Neuen Kreuzberger Zentrum standen leer. Heute ist der Ort einer der belebtesten Berlins.

Ein Häuschen in Kreuzberg

Betonburg, Bausünde, Profitwurm – fast vierzig Jahre lang galt der Hochhausriegel am Kottbusser Tor als kolossale Berliner Fehlplanung. Doch nun hat sich die Vision des Architekten erfüllt. Heute ist das Gebäude bei den Bewohnern sehr beliebt

VON ANNE LENA MÖSKEN

Er fällt kaum auf, wie er so dasitzt, ein älterer Herr ganz in Schwarz, vor ihm steht ein Glas Tee, er blättert in einem Buch mit Zeichnungen. Er könnte Künstler sein, vielleicht ein pensionierter Lehrer. Tatsächlich stimmt beides, irgendwie. Jedenfalls passt er in dieses Kreuzberger Café, in dem schon am Morgen der Rauch von Selbstgedrehten in der Luft hängt.

Sein Jackett sieht nicht mehr ganz neu aus, so wie die Stühle und Tische hier. Er ist der Älteste in diesem Raum, das Gesicht zerfurcht, und doch ist sein Blick so wach wie der der Studenten, die am Nebentisch leise über irgendwas diskutieren.

Das Café ist ein Ort, den es nur in Großstädten gibt; ein Ort, an dem die Menschen gern allein und gleichzeitig unter Menschen sind; wo sie sich in der Verschiedenheit des anderen erkennen; ein Ort, an dem Menschen Ideen haben. Das hat auch mit diesem Platz draußen zu tun, der dafür, dass er so hässlich ist, einen seltsam liebevollen Spitznamen trägt: Kotti. Das Café heißt genauso.

Der Mann kommt ab und zu den weiten Weg aus dem Berliner Stadtteil Lichtenfelde, wo er lebt, hierher. Er kommt, weil er so gerne die Gesichter der Menschen sieht. An diesem Morgen sind sie ihm allerdings ein wenig zu ausgeschlafen.

Johannes Uhl fischt mit dem Löffel die Zitronenscheibe aus seinem Tee. Es macht ihm nichts aus, dass hier niemand weiß, wer er ist. Ihm genügt die

stille Freude zu sehen, dass das Haus, in dem sich das Café befindet, das sie Bausünde nannten, Profitwurm, Pleitebau, Monster, das Haus, das er entworfen und gebaut hat, sein Haus, voller Menschen ist. Er musste vierzig Jahre darauf warten.

1974 zogen die ersten Mieter und Läden in das langgezogene Hochhaus am Kottbusser Tor. Groß waren damals die Erwartungen: zwölf Stockwerke, fast 300 Wohnungen. Ein „Europa Center für Kreuzberg“ sollte es sein, so stand es in den Schlagzeilen. Ein „Glitzerding“. Stattdessen verwahrloste mit dem Haus eine ganze Gegend, bis nur noch die Frage blieb, die Bezirksbürgermeister Frank Schulz Anfang des Jahrtausends stellte: „Wie konnte so ein Bau genehmigt werden?“

Heute ist die Frage eine andere. Denn das Zentrum Kreuzberg Merkezi, wie das Haus nunmehr heißt, ist voll vermietet, für die Läden gibt es lange Wartelisten, Neumietern zahlen hohe Ablösesummen. Das Kottbusser Tor ist einer der belebtesten, buntesten Orte der Stadt. In das Haus, das lange Zeit niemand wollte, ziehen Künstler und Studenten. Und Johannes Uhl, fast achtzig Jahre alt, erlebt, wie sich seine alte Vision erfüllt.

„Wenn ich hier bin, begegne ich mir immer selbst“, sagt er, „als wenn ich es gerade gezeichnet hätte.“ Er schaut dabei über den Rand seiner Nickelbrille. „Ich freue mich richtig über alles, was ich hier gemacht habe.“

Als Johannes Uhl 1957 aus München nach Berlin kam, war die Stadt voll mit jungen, ungedulden Menschen, wie er damals einer gewesen ist, er hatte das Vordiplom in der Tasche, war voller Tatendrang. „In Berlin konnte man damals die neue Zeit spüren“, sagt er. Der Aufbau der Stadt war in vollem Gange, in vielen Vierteln lagen noch die Trümmer. „Es war wie nach einem Regenschauer im Sommer“, sagt er, „es lag dieser Geruch in den Straßen.“ Für ihn roch es nach Freiheit. Er, der junge Architekt, wollte hier die Gegenwart gestalten, sichtbar machen, zeichnen, entwerfen, bauen, wie er es sich vorstellte.

Für andere roch die Zeit nach Geld. Über diese anderen dichtete Rio Reiser später die Hymne des Häuserkampfes:

*Ihr kriegt uns hier nicht raus!
Das ist unser Haus,
schmeißt doch endlich
Schmidt und Press und Mosch
aus Kreuzberg raus.*

Der Immobilienmakler Günter Schmidt, mit seiner Schmidt & Press GmbH und Co. KG, Heinz Mosch, der Bauunternehmer. Den Architekten, Johannes Uhl, vergaß man schon damals. Als spielte es keine Rolle, wer entworfen hatte, was in den kommenden Jahrzehnten zum Symbol für so vieles werden konnte, was in Berlin falsch lief.

Es gab Architekten in dieser Zeit, nach denen benannt wurde, was sie bauten. Das Corbusierhaus

in Westend. Die Gropiusstadt in Neukölln. Das Haus, das Johannes Uhl entwarf, nachdem er an der Technischen Universität zu Ende studiert hatte, bekam hingegen einen Namen, der von dem städtebaulichen Konzept erzählt, dessen Teil es war: Neues Kreuzberger Zentrum. Ein ganzes Stadtviertel sollte ein neues Gesicht erhalten.

Der Postbezirk SO36 war Ende der Sechzigerjahre ein Armutsviertel. „Bald Zustände wie in Harlem?“, titelte die Springer-Presse. „Jüngere Deutsche verlassen den Bezirk; zurückbleiben Alte, Schwache, Außenseiter und Ausgeflippte und vor allem Ausländer.“ Zu jenen Menschen, die in düsteren Altbauten aus der Gründerzeit lebten, in Wohnungen für 1,33 Mark Miete pro Quadratmeter, Klo im Hof, sollten „Licht, Luft, Sonne“ gebracht werden, erklärte der damalige Regierende Bürgermeister Klaus Schütz.

Die Industrie sollte Kreuzberg als Standort entdecken. Dafür plante die Stadtentwickler eine Autobahn, deren Trasse bis hin zum Oranienplatz führen sollte, fast bis zur Mauer, die den Bezirk bisher so unattraktiv machte, ihn zum Hinterhof der Bundesrepublik hatte werden lassen. „Wird man die Gegend wieder erkennen?“, so warb der Senat in einer Broschüre. „Wohl kaum!“

Und im Zentrum des Ganzen also das Haus von Johannes Uhl. Es sollte das letzte vor der Autobahn sein. Er entwarf einen langgezogenen Gebäuderiegel, der wie eine Wand das Kottbusser Tor zur ge-

Fortsetzung auf Seite 2

IM HEFT

Der Charme des Schlichten
In Berlin geht es bisweilen sehr ländlich zu – auf den Wochenmärkten

KOPF & ZAHL SEITE 3

Die Spur der Angst
Thomas Kliche ist seit über 30 Jahren HIV-positiv. Das Leben geht weiter, sagt er

GESPRÄCH SEITEN 4/5

Die Pracht des Orients
Ein Blick auf die bewegte Geschichte der bedrohten Stadt Bagdad

WISSEN & FORSCHEN SEITEN 6/7

Die Erotik des Grünkohls
Star-Koch Yotam Ottolenghi plädiert für die Demokratisierung des Gemüses

ESSEN & TRINKEN SEITE 8

Der Trost des Grabes
Friedhöfe bieten Raum für Tiere und Pflanzen und für die Trauer der Menschen

DRINKEN & DRAUSSEN SEITE 9

Das Zittern der Herzen
James Salter's Debütroman von 1957 erzählt von seiner Zeit als Kampfpilot

LESEN & HÖREN SEITE 10

Die Natur der Dinge
Mit Lukrez zurück in die Zukunft – das empfiehlt der Übersetzer Klaus Binder

GESTERN & HEUTE SEITE 11

Der Nicht-Fall der Mauer
Eine Geschichtsstunde in Brooklyn – mit DDR-Zeitzeugin

LEBEN & LASSEN SEITE 12

Fortsetzung von Seite 1

planten Trasse hin abschirmte und mit den Hochhäusern, die bereits gegenüber standen, einen Platz wie eine Schüssel formte; in Ost-West-Richtung durchschnitten von der Hochbahn.

Johannes Uhl war ein Schüler von Hans Scharoun. Architektur, das war dessen Lehre, sollte etwas sein, was aus seiner Umgebung gleichsam herauswuchs, seine Gestalt aus seinem Umfeld heraus annahm. Als Student suchte Johannes Uhl Inspiration in den Zeichnungen von Paul Klee, saß mit seinem großformatigen Zeichenblock im von Lenné und Schinkel entworfenen Glienicke Park. Es ging ihm dabei nicht um die vordergründige Schönheit, er wollte das Wesen der Dinge erkennen. „Alles bewegt sich, alles wächst. Dinge stehen immer nur für einen Moment still, dann bewegen sie sich weiter – wie Tiere“, sagt Johannes Uhl.

Wie ein Tier ließ er also das Neue Kreuzberger Zentrum über die Adalbertstraße springen. Den Schwerpunkt des Hauses legte er in den ersten Stock, eine öffentlich zugängliche Galerie, an der sich eine Ladenzeile entlangzog; nach unten schuf er von Säulen gestützte Durchgänge, die das Gebäude am Boden hielten. Er hat noch die alten Baupläne, es sind verblichene Rotweinflecke darauf zu sehen. Die anliegenden Altbauten hat er damals als Modelle nachgebaut, aus Gips, auch die hat er aufbewahrt. In seinem Plan fügte sich das Haus in seine Umgebung, nahm sie auf, kommunizierte mit ihr.

Er sah das Haus als eine Sammlung unzähliger kleiner Bühnen, auf denen das Stadtleben spielen sollte: Der Vorplatz sollte ein Freiluftlesehof sein, hier ein Terrassencafé, dort ein Kaufhof, Treppen sollten das Leben von der Straße auf die Galerie und so in das Gebäude hineinführen, er wollte offene Räume gegen die dunkle Enge der Altbauten; er plante Schaukästen mit ausziehbaren Tischchen für

genieure und Hausfrauen, Apotheker, Zahnärzte, Fabrikanten, Malermeister und Verleger. Viele legten 25 000 Mark an, manche mehr als 100 000. Der Bau kostete insgesamt mehr als 110 Millionen Mark. Ein Ende der Achtzigerjahre erstelltes Gutachten zeigte, dass die 500 Kommanditisten zusammen rund 65 Millionen Mark Steuern gespart hatten.

„Grob missbräuchlich“, nannte Kanzler Ludwig Erhard das Modell. 1970 war das Berlinhilfegesetz dann so umgewandelt worden, dass die Abschreibungen weniger begünstigt wurden als zuvor. Das alte Gesetz sollte nur noch für Immobilien gelten, die vor 1974 fertig gebaut wurden. Die Zeit am Bau des Neuen Kreuzberger Zentrums drängte.

Es ist heute schwierig, aus der Erinnerung von Johannes Uhl herauszulesen, ob dieser Zeitdruck schuld daran war, dass schnell und unsauber gebaut wurde; ob es die Bauherren waren, die über die Abschreibungen hinaus so viel Profit wie möglich machen wollten und überall Einsparungen forderten. „Man muss das in Kauf nehmen“, sagt Johannes Uhl dazu nur. „Wo öffentlich gefördert wird, ist auch Betrug, so ist das nun mal.“

Zumindest führte der straffe Zeitplan zu dem, was selbst der Bauherr Günter Schmidt später „Entgleisungen bei der Entmietung“ der Altbauten nannte, die noch auf dem Gelände am Kottbusser Tor standen. Schmidt ließ Fenster und Türen aus den Häusern in der Dresdener Straße reißen, während dort noch Menschen wohnten. Das Neue Kreuzberger Zentrum war der letzte Neubau, für den man in Kreuzberg Altbauten abriß. „Erhalten, was zu erhalten ist“, lautete dann das neue Motto des Bausenators. „Behutsame Stadtsanierung“, hieß es von nun an. Das war der Wendepunkt, ohne den Kreuzberg heute anders aussähe.

Schöneberg zu sprengen“, sagte der Politiker damals. „Die müssen weg. Das sind Kriminalitätszentren, die kriegt man nicht mehr in den Griff. Sonst kippt Kreuzberg ganz ab.“

War das Haus schuld daran, dass Kreuzberg rund um das Kottbusser Tor eine arme Gegend blieb? Und ein sozialer Brennpunkt wurde? 295 Wohnungen, in jeder drei, vier Menschen, keiner weiß das genau, viele leben von Sozialleistungen, der Anteil jener mit Migrationshintergrund liegt bei etwa siebzig Prozent. Das ist bis heute so. Doch was sagt das über ein Leben in diesem Haus?

„Sprengen?“, sagt Monika Barthelmeß und zieht am Küchentisch an einer Zigarette. „Das kann man doch nicht machen! Hier wohnen doch Menschen!“ Wie sie. Monika Barthelmeß ist kurz nach der Fertigstellung in das Neue Kreuzberger Zentrum gezogen, hat ihre schöne, aber für eine Familie viel zu kleine Altbauwohnung am Maybachufer – den Kohleofen, den Stuck, die Dielen – getauscht gegen drei Zimmer mit Südbalkon, Aufgang A, neunter Stock.

Gäste empfängt Monika Barthelmeß sicherheits- halber unten an der Eingangstür. Als sie hier einzog, hat sie selbst oft ihre Wohnung gesucht: vom Fahrstuhl aus links um die Ecke, durch die Tür, rechts auf den langen Gang, nach zehn Metern rechts durch die nächste Tür, eine Treppe hoch, rechter Hand. Davor steht eine große Vase mit Blumen. „Man muss es sich hier ja selbst ein bisschen schön machen“, sagt Monika Barthelmeß.

Im Alltag seien die Ideen, die die modernen Architekten für die Menschen hatten, oft wie ein Kleid, in dem man sich nicht setzen kann. „Dieses Verwinkelte – wer sich dabei was gedacht hat...“, sagt Monika Barthelmeß. „Na ja, ich bin kein Architekt.“

Als sie das erste Mal auf ihrem Balkon stand und von dort bis zum Hermannplatz blickte, sei sie drei

wollte. Monika Barthelmeß dachte nur: Der ist doch nicht ganz dicht. Landowsky bekam in dieser Zeit viel Applaus, als er im Abgeordnetenhaus gegen die „Verslumung“ Berlins wetterte. „Wo Müll ist, sind Ratten, und wo Verwahrlosung ist, ist Gendel, meine Damen und Herren, und das muss beseitigt werden in dieser Stadt.“

„Das war ein Aufstand hier damals“, sagt Monika Barthelmeß. „Wie kann man so kaltherzig sein? Die Menschen hier haben genug Ängste und Sorgen.“ Der Sohn ihrer Nachbarn kam nicht von den Drogen los, egal, wie oft sie ihn von der Straße auflas. Jetzt wohnt dort eine türkische Familie. „Alle drei Kinder studieren“, sagt Monika Barthelmeß, „ist das nicht großartig!“ Sie will damit sagen: Menschen haben ihr Leben selbst in der Hand. Ein Haus ist nur die Kulisse eines Lebens. Dazu gehören die Stiefmütterchen, die der Hausmeister draußen am Straßenrand pflanzt, und die Lachen von Erbrochenem im Treppenhaus; die säuberlich aufgereihten Schuhe vor den Wohnungstüren und der Geruch nach Urin, den kein Wandanstrich je ganz beseitigen kann.

Man kann diese Kulisse sprengen, dann geht es woanders weiter. Man kann sie auch verschönern. Im selben Jahr, als Landowsky das Neue Kreuzberger Zentrum sprengen wollte, kam Peter Ackermann, wurde neuer Geschäftsführer. Ackermann kannte das Neue Kreuzberger Zentrum, 1976, bei der ersten Insolvenz, war er für kurze Zeit als junger Anwalt Notgeschäftsführer gewesen. Danach hatte er zwei internationale Softwareunternehmen gegründet.

Peter Ackermann ist ein wirtschaftlich denkender Mensch, wenn er über das Neue Kreuzberger Zentrum redet, klingt das, als ginge es um einen bankrotten Staat. 2004 stand das Neue Kreuzberger



„Wenn ich hier bin, begegne ich mir immer selbst“:
der Architekt Johannes Uhl im Café Kotti.



„Ich brauche diesen Remmidemmi“:
die Bewohnerin Monika Barthelmeß in ihrem Wohnzimmer im 9. Stock.

fliegende Händler als Zitat der kleinen Kreuzberger Kaufmannsläden; er entwarf herausragende Fensterkästen, längs unterteilt von feinen Streben, die an der Skaltzer Straße zur Hochbahn hinausgehen. Zu jener Zeit gab es noch das Vorhaben, die Schienen unter die Erde zu verlegen. Johannes Uhl wollte, dass sein Haus dann an die Hochbahn mit ihren Brückenträgern erinnert. Die Säulen im Erdgeschoss sollten dafür zusätzlich in dem gleichen Dunkelgrün gehalten sein.

Dass die Säulen später weiß gestrichen wurden, die subtile Referenz auf die Hochbahnbrücke sich also nicht mehr erschloss, war noch ein kleineres Zeichen des Unverständnisses und der Ignoranz, die Johannes Uhls Entwurf begegnen sollten. Dass es viele seiner Ideen erst gar nicht in die Realität schafften, nicht die Schaukästen, nicht der Lesehof, nicht die Maisonettewohnungen, die er mit Licht durchfluten wollte, damals ein avantgardistisches Vorhaben in der Wohnbauarchitektur, zeugt von einem anderen Zweck, den das Gebäude erfüllen sollte, einem, der nichts mit Stadtplanung zu tun hat und schon gar nichts mit einer Vision von Architektur.

Das Haus sollte einer ganzen Menge Leute eine ganze Menge Geld einbringen. So war es gedacht. West-Berlin ist voll von diesen Bauprojekten. Das Europa Center. Der Steglitzer Kreisel. Etliche Bauten entlang des Kudamms. Es war die Zeit, in der man in Westdeutschland vom „Las Vegas an der Spree“ sprach. Heinz Mosch, der größte Bauunternehmer der Bundesrepublik, hatte in Berlin bereits fast eine Milliarde Mark verbaut, als das Neue Kreuzberger Zentrum entstand.

Die Gewinne, die lockten, ließen jegliche kaufmännische Vernunft verschwinden. Zu lukrativ war das Programm, das der Staat aufgelegt hatte, um die Wohnungsnot im Nachkriegs-Berlin zu lindern.

Dahinter steckte ein durchaus solidarisches Prinzip: Wohlhabende Bürger aus dem Westen der Republik sollten mit ihrem Vermögen den Wiederaufbau Berlins finanzieren und bekamen einen Steuernachlass. Dafür stand das sogenannte Berlinhilfegesetz. Besonders einträglich wurde diese Geldanlage dank der Sonderabschreibungen, die dann möglich wurden, wenn Verluste geltend gemacht werden konnten. Für beispielsweise eine Einlage von 100 000 Mark konnten dann 200 000 Mark abgeschrieben werden, oft sogar mehr. Anleger wurden in einer „GmbH und Co. KG“ versammelt, damit war die Haftung beschränkt, das Risiko minimal.

Im Handelsregister finden sich auf der Liste der Kommanditisten des Neuen Kreuzberger Zentrums, mit der Schreibmaschine festgehalten, In-

Die Proteste von Mietergruppen, Stadtteilinitiativen und Studentenräten sorgten auch dafür, dass das Neue Kreuzberger Zentrum dem sozialen Wohnungsbau geöffnet wurde. 1974 wurde es eröffnet. Der Bezirk beauftragte Johannes Uhl noch mit der Planung eines Kammermusiksaals und einer Bibliothek. Sie wurden niemals gebaut, sie passten nicht in diese Variante der behutsamen Stadtsanierung. Johannes Uhls Stimme erhebt sich kurz, wenn er davon erzählt, Karrieren, sagt er, seien damals gemacht worden, denen sein Entwurf zum Opfer fiel. „Aber ich bin ein Liebender“, sagt er, nachtragend zu sein, ist nicht seine Sache. „Sonst kann man diese Schmerzen auch nicht aushalten und auch nicht weitergehen.“ Seine Aufgabe war erfüllt.

Zwei Jahre später stand das Neue Kreuzberger Zentrum zum ersten Mal kurz vor der Insolvenz. 1979 ein zweites Mal, gerade noch abgewendet, weil die Kreditanstalt für Wiederaufbau einsprang. Ein Jahr später hielt ein Mängelbericht Risse im Bängelbericht über der Adalbertstraße fest, die Treppen gleichen Kloaken, der Spielplatz auf dem Dach des Parkhauses war zerstört und voller Unrat, die Läden standen leer. Der Instandsetzungsbedarf lag bei insgesamt 2,5 Millionen Mark.

Während sich am Kottbusser Tor die Drogenszene einrichtete und die düsteren Unterführungen, die verschachtelten Treppenaufgänge zu Rückzugsorten für Junkies, Dealer, Kleinkriminelle wurden, zog Johannes Uhl weiter. Er wurde an die Universität in Stuttgart berufen, lehrte, schrieb Bücher über das Zeichnen und entwarf die Innenräume von Motorenfabriken, Forschungs- und Laborgebäude, ein „Autohaus der Zukunft“, eine Klinik. „Eine Fabrik zu bauen, das ist eine ganz andere Liga“, sagt Johannes Uhl, „handwerklich ist so ein Häuschen in Kreuzberg Vorschule dagegen.“

Was mit dem Neuen Kreuzberger Zentrum passierte, das erfährt er meistens aus den Zeitungen. 1998 gab der CDU-Fraktionsvorsitzende im Abgeordnetenhaus, Klaus-Rüdiger Landowsky, ein Interview: „Man muss den Mut haben, Gebäude wie das Neue Kreuzberger Zentrum oder den Sozialpalast in

Schritte zurückgewichen. „Ich habe da Höhenangst bekommen“, sagt sie, lacht heiser, häuft einen Löffel Zucker in süßen Pulvercappuccino. Ihre Fingernägel sind lang und pastellfarben. Monika Barthelmeß hat als Drogistin gearbeitet, bis es keine Drogen mehr gab, nur noch Ketten. Dann schleppte sie bei Hertie Haushaltswaren. Und dann gab es Hertie auch nicht mehr. Seitdem ist sie Rentnerin.

Von ihrem Balkon aus sah Monika Barthelmeß der Stadt beim Wandel zu. Johannes Uhl hat das Neue Kreuzberger Zentrum als einen geknickten Bogen angelegt. Er wollte, dass die Bewohner des Hauses merken, dass sie Teil eines großen Ganzen

sind. Als am 1. Mai 1987 der Supermarkt Bolle am Görlitzer Bahnhof brannte, stand Monika Barthelmeß hier und sagte zu Berndchen, ihrem Lebensgefährten: „Kiek ma, die Sonne geht auf.“ Sie erzählt, sie habe unten vor dem Haus schon einen Mann in seinem Blut liegen und sterben sehen.

Die Punks am Kottbusser Tor hat Monika Barthelmeß immer gemocht: „Diese Frisuren! Toll!“ Und ihnen und ihren Hunden oft etwas zu essen gebracht. Wenn sie über fast vierzig Jahre Leben im Neuen Kreuzberger Zentrum erzählt, kommt sie irgendwann auf Kippe Kellergeister zu sprechen, eine Punkerin, die immer vor dem Supermarkt schnorrte. Sie hat ihr ein Gedicht geschrieben:

*Wir nahmen sie mit bis nach Haus,
sie zog die dreckigen Sachen aus.
Saß in der Wanne mit viel Schaum,
für sie war das ein großer Traum.
Unser Vater kam nach Hause dann
Und sah sich die Beschörung an.
Das Punkerchen ganz froh und munter,
tauchte in der Wanne auf und unter.*

Sie hat drei Kinder großgezogen in dieser Wohnung. Eine Tochter verkauft jetzt in den USA Immobilien, eine andere ist Chefsekretärin. Der Sohn arbeitet bei Lidl und wohnt ein Stockwerk tiefer. Es war ein gutes Leben, auch wenn das Flachdach undicht ist und seit zwanzig Jahren das Regenwasser in ihre Küche läuft.

Sie saß bereits zehn Jahre im Mieterbeirat, als Klaus Landowsky ihr Zuhause in die Luft jagen



Fast 300 Wohnungen, in jeder drei,
vier Menschen, genau weiß das niemand.

Zentrum wieder vor der Pleite. Fast die Hälfte der Läden standen leer. Viele Mieter zahlten ihre Miete nicht. Vor allem aber sollten die Fördermittel des sozialen Wohnungsbaus auslaufen, 25 Millionen Euro Darlehen wären dann fällig gewesen. Dazu kamen 45 Millionen Euro Schulden bei der Investitionsbank Berlin Brandenburg. Dreißig Jahre, nachdem ein paar Geschäftsleute am Kottbusser Tor das große Geld machen wollten, forderte die Stadt endlich die Begleichung der Rechnung ein.

Ackermann gelang es, das Darlehen noch einmal für zehn Jahre verlängern zu lassen, zins- und tilgungsfrei. Er ließ die Briefkästen reparieren und mehr Mülltonnen aufstellen; er riss eine Beton-treppe ab, um Platz zu schaffen; besorgte Geld für einen Kinderspielplatz; ließ finstere Durchgänge beleuchten und Treppenaufgänge zumauern, die nur Verwirrung stifteten; die Eingangstüren bekamen außen Knäufe statt Klinken. Das Leben von der Straße sollte nicht mehr ins Haus gelangen. Wer seine Miete schuldig blieb, wurde abgemahnt.

Ein Jahr später zahlte die GmbH die erste Rate an die Investitionsbank Berlin zurück. Der Umsatz der Gesellschaft liegt derzeit bei zirka 3,5 Millionen Euro jährlich. Gerade erst hat der Supermarkt Kaiser's seinen Mietvertrag um zwanzig Jahre verlängert.

Nun wurde das Darlehen erneut verlängert, bis ins Jahr 2060. Fast hundert Jahre werden dann seit dem Bau vergangen sein. Ackermann sagt, das Neue Kreuzberger Zentrum ist heute ein Haus wie jedes andere. Seine Tochter wohnt seit einer Weile dort.

Manchmal hat Monika Barthelmeß darüber nachgedacht wegzuziehen. Unten vor ihrem Fenster hat ein Hostel aufgemacht, sie wacht jetzt öfter nachts auf, wenn sie dort mal wieder feiern. „Dann ist man ein bisschen angeknurr“, sagt sie, „aber dann ist wieder jut.“ Sie und Berndchen haben eine kleine Gartenlaube, ruhig ist es da und grün. „Ich glaube, ich brauche diesen Remmidemmi. Wenn ich im Seniorenheim sitze und nichts mehr höre, dann würde ich eingehen.“

Johannes Uhl bezahlt seinen Tee, tritt nach draußen in die nassfeuchte Novemberluft. An einem grauen Tag wie diesem sieht der Kotti aus wie sein Ruf, schmutzig und rau. Aber man erkennt sie trotzdem, die vielen kleinen Bühnen, die er geschaffen hat: gegenüber die Bänke auf der Terrasse des Clubs Queen Kotti, der Eingang zum Hostel, neben dem zwei pralle Rucksäcke lehnen, der Späti, das türkische Café. Vor dem Fischladen stehen die Gartenstühle, auf denen man im Sommer kaum einen Platz bekommt, zusammengeklappt an der Wand. Der Kotti macht Winterpause.

Langsam geht Johannes Uhl Richtung U-Bahn, ein Mann, den hier kaum einer kennt.